Fahrstuhl zum Erfolg

Jürg Laederach zum Tod des Jazz-Trompeters Miles Davis

Der Schweizer Erzähler und Dramatiker Laederach, 45, hat unter anderem das Buch „69 Arten den Blues zu spielen" geschrieben.

Wo der Mann beim Spielen hinblickte, da schien er Interessantes zu sehen. Das Publikum schien es nicht zu sein. Mit senkrecht nach unten gehaltener Trompete schien er Maß für eine Bodenbohrung zu nehmen, oder aber er gab den allzeit bereiten Applausspendern noch deutlicher zu verstehen, was sie ihm galten: Er wandte ihnen die Kehrseite zu und blies an seiner Band vorbei nach hinten ins Off. Die Ausdauer seines Tuns ließ vermuten, daß der Narziß an der Bühnenhinterwand einen imaginären Riesenspiegel sah, worin er unentwegt den einzigen ihm wichtigen Menschen begutachtete: sich selber.

Wenn etwas am Erfolg dieses Übertüchtigen rätselhaft war, dann wohl das Mirakel, weshalb einem Naturell, dem die elementarsten Fähigkeiten zur Massenverwöhnung zu fehlen schienen und von dessen Spiel weder Liebe noch Sex oder gar nur Wärme, geschweige denn Freude ausgingen, von eben diesen Massen, als wär' ein geheimer Klebstoff im Spiel gewesen, Wende für Wende bedingungslos und mit einer Kritiklosigkeit gefolgt wurde, die schwer im Raum lag, als wär' sie von oben befohlen gewesen.

Mit eigentümlicher Identitätsverwischung waren schon einige seiner Frühaufnahmen mit Charlie Parker belastet: Da man damals Bop spielte, spielte Davis eben Bop, obschon er bei genauem Hinhören auch da schon etwas anderes tat, als er vorgab. Wurden die gespielten Nummern zu schnell, kam der Trompeter nicht mehr mit. Im Repertoire gab es eine schwarze Liste der Nummern, an welche Davis sich nicht traute. In ihrer Schlauheit griff die Band auf den Ad-hoc-Pianisten zurück. Der hieß Dizzy Gillespie, erhob sich mal rasch vom Drehstuhl und löste das kleine Problem.

Das eigene Problem löste der zwar spielfreudige, aber oft verkorkst verhalten wirkende Davis abermals auf die indirekte Art: mit der Illustrationsmusik zu Louis Malles Film „Fahrstuhl zum Schafott", der, ein Meisterwerk in eigener Regie, von der verzehrenden Aura der Davisschen Kommentare (ohne Liebe, ohne Wärme, ohne Freundlichkeit: Kälte pur) schier weggedrängt wurde. Wenn, wie anzunehmen, der Film bald wieder erinnerungshalber in den Wohnzimmern läuft, so geschieht damit auch ein Stück Rehabilitation eines Originalgenies vor seinem nachvertonenden und mittels geradezu vampirischer Saugkünste großgewordenen Nutznießer.

Der nun vollberuflich uneigentlich gewordene Proteus des Jazz-zentrierten Musikbetriebs stellte in rascher Folge seine charismatische Persönlichkeit in wechselnden Spiegelkabinetten aus, allesamt Bands, die über die Bande spielten. Mit den Mitmusikern sprach er kaum, sie spielten es einfach „so, wie Miles es will".

Ästhetischer Höhepunkt scheint bei der gegenwärtigen Börsenlage das Sextett mit den beiden Saxophonisten John Coltrane und Cannonball Adderley und dem Pianisten Bill Evans gewesen zu sein. Der Ästhetik-Leader, damals noch als Jazz-Designer und noch nicht als der Louis Vuitton des Elektro-Pop tätig, soliert inmitten kochenden Swings streng für sich, so als taue er gerade aus dem Tiefkühlfach auf, während die beiden zusätzlichen Blas-Kumpane wie verrückt gewordene Melodie-Schachspieler voll in die Klassiker tauchen und auf wenigen Platten sämtliche Modell-Solos der Jazzliteratur aus sich rauspumpen: Ein früher Tod war beiden bestimmt, und sie verdienten ihn sich redlich.

Ab und zu, wenn das Spiel verlangsamte, klang Miles Davis, nebst dem verdammt Gläsernen, was er an sich hatte, ähnlich wie einer, dem zwischen Dämpfer und Schallbecher noch ein kleines Kind reingekrochen ist und in erbarmungswürdig verzerrten hungrigen Schreien halblaut wimmert. Trotz lebenslanger Schonung seiner Trompeterlunge gelang es dem so populären wie distanzierten Infanten, die durchschnittliche Lebensdauer des Jazzmusikers, 60 Jahre, um gerade 5 Jahre zu überschreiten.

zuheizen, entledigt sich die Vorstadtdiva zunächst ihrer straßverzierten Glitzerjacke, dann streift sie mit betont lasziven Augenaufschlag auch ihre ellenbogenlangen Handschuhe ab.

Die Roxette-Fans im ausverkauften Saal, in dem neben der obligaten Teenie-Anhängerschaft auch jede Menge kahlköpfiger oder ergrauter Familienväter Platz gefunden haben, hält für die erotomanen Mühen den immergleichen Lohn bereit: Feuerzeuggeflimmer, Jubelschreie und ein nur mäßig rhythmisches, dafür aber um so beherzteres Mitklatschen.

Per Gessle schrummt dazu, das notorisch schelmische Jungengrinsen im Gesicht festgefroren, seine Gitarre. Die sechs Begleitmusikanten sind bloß hampelnde Statisten. Mal zu donnernder Hardrockgitarre, mal zu feierlich dargebrachten Saxophonklängen, meist aber im schmissigen Synthesizer-Einheitsbrei rudernd, nudeln sie ihr Songprogramm ab – ehrliche Handwerker im Bemühen um jenes Ziel, das der Bandleader mit dem unbescheidenen Satz umschreibt: „Wir wollen den perfekten Popsong kreieren."

Tatsächlich ist der musikalische Schwedenpunsch, der da unter Gessles Leitung angerührt wird, ein marktgerechter Verschnitt der simpelsten Versatzstücke. Tom Pettys Altherrenrock und Paul McCartneys Schmusepop, dazu eine Prise Punk in der Manier der Sex Pistols – das markiert die Vorbilder des naiven Pophelden Gessle, und zugleich benennt es das Rezept, nach dem Roxette funktioniert. Von „Joyride", einem der jüngeren Hits aus seiner Fabrikation, behauptet Gessle gar: „So würde die Magical Mystery Tour der Beatles sich heute anhören."

In Wahrheit aber hat die Roxette-Mixtur mit der Musik der Beatles soviel gemein wie Milli Vanilli mit den Rolling Stones. Zwar sind Gessle und die Seinen keine dreisten Fälscher oder Plagiatoren, dafür plündern sie bedenkenlos die Popgeschichte – auch die schwedische. „Wahrscheinlich hätten Abba in unserer Zeit etwas Ähnliches gemacht. Wir sind einfach härter, weil" – interessante Theorie – „heute die Zeiten insgesamt härter sind".

Wobei sich die Schweden immerhin als geschickte Arrangeure erwiesen: Ihr Pop-Esperanto ist so universal konsumierbar wie universell ideenlos.

„Genau die Musik zu machen, die wir selbst kaufen würden", lautet das Roxette-Motto. Doch manchmal, wenn ihn ein Dutzend 13jähriger Teenies nach dem Konzert um Autogramme bittet, wird der Popstar Gessle von wahrhaft hellsichtiger Irritation heimgesucht: „Es ist schon merkwürdig – wir sind doch eigentlich zwei sehr gewöhnliche Menschen." ◀